



Aus dem Schatten ins Licht. Am 9. April 1946, dem Tag der Neugründung der TU Berlin, lag das Hauptgebäude in Trümmern. Heute treffen im restaurierten und festlich illuminierten Lichthof zum Beispiel junge Gründungswillige auf Ehemalige, die ihnen als Mentoren für ihre Firmengründung zur Seite stehen. Foto: Pressestelle TU Berlin/Jaack Rata

Die Zukunft denken mit den besten Köpfen

Wie die TU Berlin die Hauptstadt als internationales Kompetenzzentrum der Digitalisierung zum Leuchten bringen will

VON CHRISTIAN THOMSEN

Wie müssen wir die TU Berlin in den nächsten Jahrzehnten entwickeln, um im Wettbewerb um die besten Köpfe erfolgreich zu bleiben? Welche Impulse sind nötig, um innovativ zu bleiben, welche Rahmenbedingungen, das bislang noch nicht Gedachte zu denken?

Ich bin fest überzeugt, dass wir vor allem um die besten Köpfe werben müssen, damit wir die Gesellschaft davon überzeugen, wie wichtig Universitäten sind und insbesondere die Technische Universität in Berlin. Nur so können wir im Wettbewerb bestehen. Professorinnen und Professoren sind es, die Fachgebiete definieren und wissenschaftliche Neuerungen stimulieren. Der wissenschaftliche Nachwuchs treibt die Ideen in harter Arbeit voran und bringt sich damit gleichzeitig in Position, selber einmal ein Fachgebiet dauerhaft und erfolgreich zu leiten. Sie alle bringen als Lehrende die Studierenden, die sich zunächst die Grundkompetenzen eines Faches erarbeiten, auf den neuesten Stand des Wissens. Sie entwickeln neue Lehrmethoden und innovative Studiengänge – eine sich ver-

ändernde Gesellschaft im Blick. Die Beschäftigten in der Verwaltung und die anderen sonstigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sorgen für einen reibungslosen Ablauf und unterstützen Forschende und Studierende.

Dazu müssen wir möglichst vielen jungen Menschen die Chance auf ein Studium geben, offen bleiben gegenüber neuen Ideen und Herausforderungen, mit denen man in der Gegenwart nicht rechnen, und ebenso und vor allem möglichst viele Frauen in Fächer berufen, in denen sie unterrepräsentiert sind.



Prof. Dr. Christian Thomsen

Die Perspektive von Promovierten, später einmal ein Fachgebiet zu leiten, war statistisch immer klein. Dennoch haben viele die Kraft aufgebracht, diesen Weg zu gehen, obwohl Wirtschaft und öffentlicher Dienst häufig gute Positionen als Berufsalternativen boten. Es ist erfreulich, dass die Bundesregierung jetzt, parallel zur Exzellenzinitiative, die Chancen auf eine Verstärkung der wissen-

schaftlichen Karriere für 1000 Juniorprofessuren mit einer Milliarde Euro über zehn Jahre erheblich steigern wird.

Wir werden als TU der Wissenschaftslandschaft in Berlin neue Impulse geben. Die „Berliner Agenda zur Digitalisierung“ enthält in mehrfacher Hinsicht genau das, was Wissenschaft gut macht. Im Zusammenspiel aller Universitäten wird ein neues Feld bearbeitet, das es so vor einigen Jahren noch nicht gegeben hat. Über 30 Juniorprofessuren und Professuren wurden dafür außerhalb der regulären Strukturen eingeworben. Die Digitalisierung wird als interdisziplinäres Querschnittsthema in nahezu allen Wissenschaftsgebieten Innovationen vorantreiben, neue Ideen hervorbringen, die bislang im Hinterkopf der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler schlummernten. Die Zahl der erfolgreichen Gründungen und der daraus entstehenden Arbeitsplätze steigt rasant und ist zum bedeutendsten Wirtschaftsfaktor für die Metropolregion geworden. Noch vor zehn Jahren hätte man sich das so nicht vorstellen können. Das Zusammenspiel von Wissenschaft, Politik und Wirtschaft wird Berlin noch attraktiver für junge Men-

schen machen, die sich der Wissenschaft verschreiben wollen, und für Investoren, die geniale Ideen finanzieren. Mehr Arbeitsplätze werden entstehen. Berlin wird international als Kompetenzzentrum der Digitalisierung leuchten.

Neu für uns ist die in der kommenden Exzellenzinitiative vorgesehene Möglichkeit, im Verbund mit den anderen Universitäten substanzialle Fördermittel zu beantragen, nämlich in der sogenannten Förderlinie B. Tatsächlich ist die Einzigartigkeit unserer Forschungslandschaft prädestiniert für solche Verbände. Nur wenige deutsche Regionen sind dafür so gut aufgestellt wie Berlin. Die Erfolge der laufenden Exzellenzinitiative zeigen das Potenzial für die Bewilligung einer Reihe von Clustern als Voraussetzung für Anträge in dieser Förderlinie.

Wir haben Erfahrung mit gemeinsamen Verbundforschungsprojekten, eine sehr gute apparative Infrastruktur, einen regen Austausch in der Lehre und vieles mehr. Dabei trägt auch die kulturelle Vielfalt der Stadt zum Erfolg der Wissenschaft bei. Die Menschen leben gern in Berlin, und insbesondere junge Menschen zieht es in unsere pulsierende Metropole.

Berlin ist international. Die TU Berlin ist es auch und wird in den kommenden Jahren die sogenannte Internationalisierung/home noch verstärken, um für die Besten – auch aus dem Ausland – attraktiv zu bleiben. Nach den Studierenden wird unser Lehrkörper internationaler werden, es wird mehr englischsprachige Master-Studiengänge geben, und unser Austauschprogramm „Ich-bin-dann-malweg“ hat viel Interesse geweckt. Damit können auch unsere Beschäftigten in der Verwaltung verstärkt erfahren, wie anderswo gearbeitet wird.

Auch strukturell wird sich bei uns in naher Zukunft viel ändern. Wir haben im letzten Jahr Innovationsprofessuren entwickelt und eingeboren. Sie müssen besetzt werden und zwar verbunden mit einer Qualitätssteigerung bei allen Berufsverfahren. Dabei wollen wir auf neue Herausforderungen reagieren. Wir werden schneller und besser, die Digitalisierung der Verwaltung ist in vollem Gang. Die Welt ist in den vergangenen 70 Jahren schneller geworden. Dem tragen wir in vielen Bereichen Rechnung.

— Der Autor ist Präsident der TU Berlin

Mit Briketts in den Hörsaal

Fenster aus Röntgenbildern, Baumaterial vom Schwarzmarkt und TBC – Studieren nach dem Krieg

Wer heute an der TU Berlin studiert, hat die passenden Rahmenbedingungen: ein WG-Zimmer, Lebensmittel, Bücher und Arbeitsmaterialien. Die Uniegebäude sind gut ausgestattet, Mensen und Cafés laden zum Verweilen ein, die Bibliotheken sind gut bestückt. Die Studierenden können sich voll und ganz auf ihr Studium konzentrieren.

Vor 70 Jahren sah das anders aus. Als der Lehrbetrieb an der TU Berlin nach dem Krieg wieder startete, hatten die Studierenden erst einmal ziemlich unwissenschaftliche Probleme zu lösen. So galt als Voraussetzung für die Immatrikulation der Nachweis über die Ableistung von 100, später von 200 Arbeitsstunden beim Wiederaufbau der Hochschule. Gebäude und Hörsäle mussten wiederhergestellt werden, damit der Lehrbetrieb überhaupt stattfinden konnte. Fenster mussten vermagelt werden, anfangs mit Pappe, später mit Röntgenbildern. „Ich hatte über ein Mädchen Verbindungen zur Charité in

Berlin, so bekamen wir tonnenweise Röntgenaufnahmen“, erzählt Hans-Ulrich Bach, von 1946 bis 1948 Vorsitzender der Studentenvertretung der TU Berlin. Baumaterialien mussten beschafft werden, nicht selten auf dem Schwarzmarkt. Studieren hieß zu dieser Zeit vor allem Organisieren können. Und das galt nicht nur für die Studenten. So machte sich Professor Wilhelm Westphal eines Tages an einem Autowrack zu schaffen, das vor dem Gelände der Hochschule lag. Er schlug die Scheibe ein, um an eine Gummichtung zu gelangen, die er für ein Experiment in seiner Physik-Vorlesung gebrauchen konnte.

Aufgrund des Zerstörungsgrades der Hochschule waren die Vorlesungsräume ständig überfüllt, und nicht selten wurde ein Student in aller Frühe vorgeschickt, um Plätze für Kommilitonen zu reservieren. Im Winter trugen die Studenten während der Vorlesungen Mantel und Handschuhe, Heizmaterial gab es nicht. War es besonders kalt, brachten Studenten Koh-

lebriketts mit, die sie auf dem Schwarzmarkt eingetauscht hatten.

Die Studierenden waren körperlich und seelisch vom Krieg gezeichnet, ihr Gesundheitszustand besorgniserregend. 1947 waren 88 Prozent der TU-Studie-

renden untergewichtig, 10 Prozent hatten offene Tuberkulose (TBC), bei 25 Prozent bestand der Verdacht darauf. Um ihren Zustand zu verbessern, wurde an der TU eine Studentenspeisung eingeführt. Nicht selten stand die sogenannte

Hochmoorsuppe auf dem Speiseplan, ein Gemisch aus Grützwurst, Ölsardinen und Rosinen. „Wir haben sie trotzdem gegessen“, so Hans-Ulrich Bach.

Die schwierige finanzielle Situation der Studenten führte 1950 zur Gründung der Dienstleistungs-Institution TUSMa. „TU-Studenten machen alles“ oder später: „Telefoniere und Studenten machen alles“. Ein besonders lukrativer Job für die Studenten war die Überführung von Autos von Berlin nach Hannover und zurück für Leute, die nicht selbst durch die „Ostzone“ fahren, sondern diese lieber überfliegen wollten.

Das Studium war in den ersten Jahren an der TU Berlin nur unter schwierigsten Bedingungen möglich. Viel strömte auf die Studierenden ein. Für den Blick zurück, für die kritische Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus blieb dabei kaum Raum. CARINA BAGANZ

— Lesen Sie dazu auch den Artikel über die Personalpolitik nach 1945 auf Seite B6



Reklame fahren zwischen Trümmern (1950). Die „TUSMA – TU-Studenten machen alles“ war die erste studentische Arbeitsvermittlung. Foto: privat/Hans Herrmann

Das Kraftpaket

Geschichte einer Ideenschmiede

VON JÜRGEN RENN

Zum 70. Geburtstag kann man der Technischen Universität Berlin bescheinigen, dass sie eine zentrale Funktion für die Berlinerinnen und Berliner – und nicht nur für sie – hat: als Vermittlerin zwischen technologischer Forschung und gesellschaftlicher Verantwortung, zwischen dem Ort, wo neues Wissen entsteht und den Orten, wo es genutzt wird.

Ihre Vorgängerinstitutionen, die Königliche Bergakademie, die Bauakademie oder die Gewerbekademie verbanden praktische Ausbildung mit Wissensproduktion. Die Ende des 19. Jahrhunderts daraus entstandene „Königlich Technische Hochschule zu Berlin“ sollte neben Technik und Naturwissenschaften eine umfassende Bildung vermitteln, und so bereicherten bald Nationalökonomie, Rechtswissenschaft, Gesundheitslehre oder Literaturgeschichte sowie Sprachen das Curriculum. Damit leistete die Hochschule einen wichtigen Beitrag zum Aufstieg Berlins zu einer der größten Industriestädte Europas. Adolf Slaby entwickelte hier die „Funkentelegrafie“, Hermann Föttinger lehrte erstmalig in Deutschland die Strömungslehre und entwickelte die vollautomatische Getriebe, Nobelpreisträger Gustav Hertz forschte zur Quantenphysik.

Ein universales Verständnis von Wissenschaft in der Gesellschaft sollte, so der Historiker Peter Brandt, vor „unpolitischem Spezialistentum“ schützen und reaktionäre Bestrebungen und militärischen Missbrauch vermeiden. Die erste technische Hochschule wurde 1946 zur ersten technischen Universität Deutschlands, in der Geisteswissenschaften einen integralen Bestandteil bildeten. Man erkannte, dass Innovationen besonders an den Grenzen von Disziplinen entstehen.

In den vergangenen 30 Jahren entstanden interdisziplinäre Zentren, um Wissenschaft und Anwendung zu verbinden und internationale Debatten über die Technikentwicklung anzugehen: das Zentrum für Antisemitismenforschung, das Zentrum Technik und Gesellschaft zur Erforschung der Wechselwirkungen bei den Themen Klima und Energie, Mobilität und Raum, Sicherheit und Risiko, Landnutzung und Konsummuster, das Zentrum für internationale und interkulturelle Kommunikation und das „China Center for Cultural Studies on Science“.

Das „Innovationszentrum“ Wissenforschung“ stellt seit 2009 die Frage nach der Zukunftsfähigkeit moderner Wissenschaften. Nach den Studentenunruhen entstanden nicht nur die „Gruppenuniversität“ und das „Forschende Lernen“, sondern auch computergestützte Verfahren und Studiengänge wie Informatik und Umwelttechnik. Anfang der 80er baute die TU Berlin die erste Einrichtung für universitätsübergreifende Graduiertenschulen.

Nach der Jahrtausendwende wurde sehr erfolgreich Exzellenz aufgebaut: das „MATHEON – Mathematik für Schlüsseltechnologien“, das Exzellenzcluster zur Katalysatorforschung „UniCat“ sowie universitätsübergreifende Graduiertenschulen. Ein Berliner Zentrum für Wissenschaften, das uns als Max-Planck-Institut besonders am Herzen liegt, ist in Planung. Diese gemeinsamen Initiativen von Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen zeigen, welches Potenzial Berlin für Spitzenforschung und -ausbildung hat, wenn es die Kräfte bündelt.

— Der Autor ist Direktor am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte

INHALT

- IM WANDEL DER ZEIT B2/B5
Maler und Berlin-Chronist Matthias Koppel bleibt auf die TU Berlin. Ein Monumentalgemälde zum Jubiläum.
- DER IDEALE ANTRAG B3
Zwei Leibniz-Preisträger diskutieren die Situation der Universität gestern, heute und morgen.
- DIE IDEALE KEIMZELLE B4
Zwei TU-Alumni berichten über Firmengründung und vergleichen ihre Startbedingungen gestern und heute.